Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 3 (1913)

Heft: 20

Artikel: Die schöne Schweiz [Schluss]

Autor: H.B.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-636249

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Nun war das demütigende Wort ausgesprochen; er brauste auf: die Sache werde ihm schließlich zu bunt, wie einen Schulbuben behandle sie ihn, so wolle er das Zusammenleben nicht verstanden wissen; wenn sie wünsche, daß er, statt zu Hause zu bleiben, ins Wirtshaus gehe, könne er ihr den Gefallen ja tun. Er warf die Zeitung, die er zerknüllt hatte, hin und ging wieder aus, um erst lange nach Mitternacht heimzukehren.

So fing es an und so ging es weiter, er entglitt langsam ihrer Hand. Zu ernsten Auseinandersetzungen kam es nur noch selten und nach und nach wußte er sie ganz zu vermeiden; sie führten ja doch nie zu einer Verständigung, sondern rissen nur die Kluft zwischen ihnen stets weiter auf. So oft sie wieder einen Versuch machte, pflegte er zu sagen: „Lassen wir das, liebes Kind, denk' an den 3. Juli! Das bringt nichts Gutes."

Wollte sie sich damit nicht zufrieden geben, was öfters vorkam, denn sie verfolgte ihre Pläne mit großer Zähigkeit, so gab er ihr einen flüchtigen Kuß auf die Stirne und verschwand. Angelogen hat er sie nie wieder, so viel hatte sie erreicht; er hüllte sich, wenn ihm eine Frage nicht paßte, einfach in Stillschweigen oder tat, als hätte er sie nicht gehört. Sie war namenlos unglücklich, denn sie wußte ja, daß sie nur sein Bestes wollte und handelte, wie sie mußte. Manchmal empörte sich ihr ganzes Wesen gegen ihn, weil sie meinte, ihm sei bei der Sache ganz wohl zumute, denn wie sonst hätte er immer einen Scherz oder ein leichtsinniges Wort auf den Lippen gehabt? Halbe Nächte weinte sie durch, still in sich hinein, wenn er neben ihr schlief oder dergleichen tat, laut und bitterlich aus sich heraus, wenn sie allein war und auf die Heimkehr des Wirtshausläufers wartete. Ihr schien, sie sei für seine Seele verantwortlich, und Tag und Nacht sann sie auf Mittel, ihn wieder auf bessere Wege zu bringen. Da sie mit Worten nichts mehr ausrichtete, versuchte sie es mit Blicken, die ihn anflehten, aber nicht tief eindrangen und ihm lästig schienen. Sie schmückte seinen Tisch mit Blumen oder legte ein gutes Buch darauf, gut nach ihrem Sinn; jeden Tag nahm sie in seinem Zimmer irgend eine kleine Veränderung vor, die ihm zeigen sollte, wie oft sie an ihn denke. Er roch an den Blumen und fand sie reizend, blätterte einen Augenblick in dem Buche, sagte ihr ein verbindliches Wort darüber und ging dann seiner Wege. Bald kam die Zeit, da er nur noch zu den Mahlzeiten und zum Schlafen zu Hause erschien; kaum hatte er sich den Mund gewischt, so verabschiedete er sich mit dem munter gesprochenen Wort: „Adies derweil."

Sie sah voraus, daß er bei dem Leben allmählich verkommen würde. Er fing sogar an, sein Aeußeres, auf das er sonst mit fast weiblicher Sorgfalt geachtet hatte, zu vernachlässigen. Schon kehrte er nicht selten angeheitert nach Hause, und am Morgen machte er sich keine großen Gewissensbisse, zu spät aufs Bureau zu gehen; sie hatte auch vernommen, daß er es bei der Wahl seiner Gesellschaft nicht sehr genau nehme und Abend für Abend mit lockeren Herren Karten spiele. Noch Schlimmeres ahnte sie.

In dieser Not ersuchte sie ihren Vater, der als kränklicher, zurückgezogener Mann das Unglück seiner Tochter kaum ahnte, einzugreifen und Edwin klar zu machen, wie viel er in sich und in seinem Hause zerstöre. Edwin hörte den Alten bis zum Ende an und erwiderte dann: „Du hast mir nichts Neues gesagt; mich selber erdrückt der Zustand fast, dieses Geständnis mag dir die Augen öffnen und beweisen, daß die Schuld nicht allein auf meiner Seite liegt. Gehe hin und sage deiner Tochter, sie möge mir mein Haus mit ihrer goldenen Brille und ihrer Richterlichkeit nicht länger zur Hölle machen."

„Ich kenne mein Kind besser als du," entgegnete der Alte, der von der Trefflichkeit seiner Tochter fest überzeugt war, sichtlich verletzt, „und dich kenne ich nun auch! Wer sich, wie du, mit einer leichtsinnigen Redensart reinwaschen will, ist ein Tropf und verdient einen Richter!" Damit ging er. Seine Tochter war über die Anschuldigung noch empörter als er. Sie begriff eine solche Keckheit nicht. Durfte sie ihn, ihren Mann, denn nicht warnen? Und was wollte er mit der Brille sagen? War sie denn schuld daran, daß er ihren Blick nicht ertrug? Wie sollte sie ihm das Haus zur Hölle machen, sie, die ihm den Tisch mit Blumen schmückte und für sein Arbeitszimmer gute Bücher aussuchte? Die nie ein hartes Wort zu ihm sprach, nur an sein Heil dachte, Tag und Nacht für ihn betete? Sie, die so unsäglich litt, weil er sich nicht halten ließ?

Sie wollte am Abend mit ihm reden und die Schuldposten auf die richtige Seite setzen, aber er hatte sich aus Aerger über die Auseinandersetzung mit dem Schwiegervater so betrunken, daß sie mit ihm nichts anfangen konnte. Am andern Morgen war er dann infolge der Ausschweifung so zerknirscht und geknickt, daß er ihre ganze Bußpredigt demütig über sich ergehen ließ. Sie schüttelte ihr ganzes Herz, alles, was sich in der langen Zeit in ihr aufgespeichert hatte, aus, in wohlmeinendem, mütterlichem Tone, und dankte dem Himmel, daß sie endlich gesiegt und seine Liederlichkeit vor ihr niedergeworfen hatte.

Tags darauf war er verschwunden. Ihr Zusammenleben hatte kaum drei Jahre gedauert. Aus einem amerikanischen Hafen hatte er ihr nochmals geschrieben, dann kam nichts mehr, sie wußte nicht, war er jetzt auf oder unter der Erde und war geneigt anzunehmen, er sei auf der Fehlhalde immer weiter gerutscht und schließlich im Morast versunken und ertrunken.

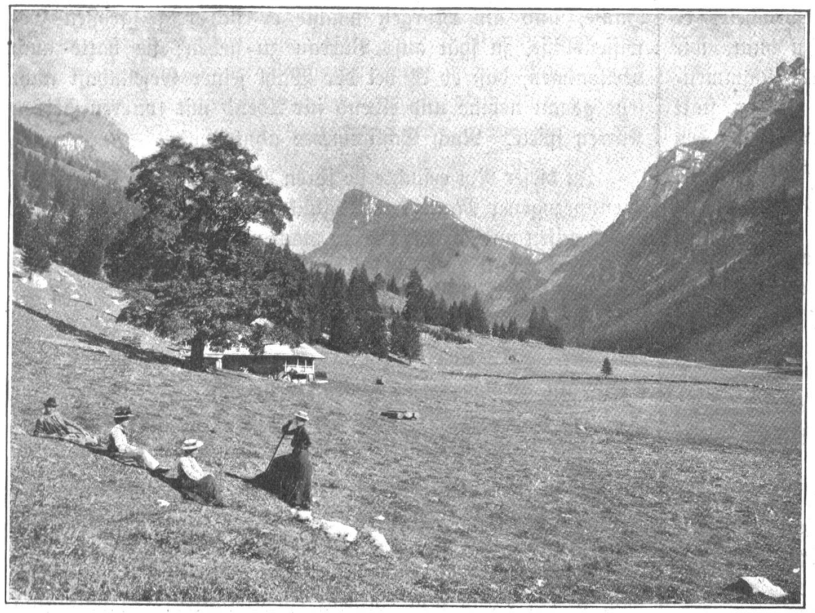
(Schluß folgt.)

Die schöne Schweiz.

(Schluß.)

Wenn so die politische Vorrechtsstellung der Schweiz vor andern Ländern auf ihre Lage im Herzen Europas zurückgeführt werden kann, so läßt sich auch ihr Ruhm, das schönste unter den Ländern zu sein, schon durch die Karte begründen.

Francé schreibt hierüber: „ ... Die Alpen sind nicht das nächstbeste Gebirge, eine sinnlose und nichtssagende Anhäufung von Steinen, sondern sie sind ein Bau von vollkommener Harmonie und feiner Gesetzmäßigkeit. Sie sind von einer, man



Partie aus dem Justistal.

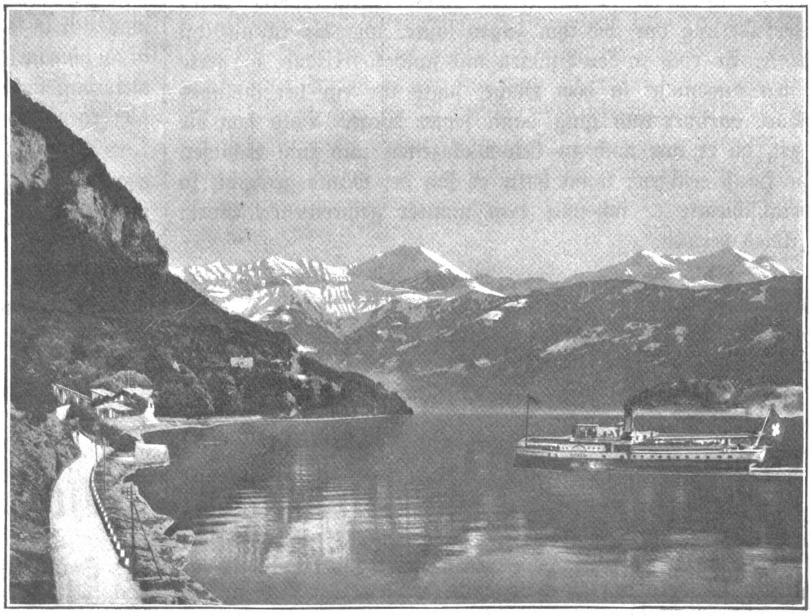
möchte geradezu sagen, wohldurchdachten Gliederung, wie sonst kein Gebirge der Erde und gerade darauf beruht ihre besondere Schönheit, die sie auch allen andern Bergländern überlegen macht . . . Wohl gibt es höhere Gebirge als sie; Himalaja und Transhimalaja strecken ihre Schneedome fast doppelt so hoch ins Blaue, die tausend Kilometer ihrer Längserstreckung schrumpfen fast zu einer Hügelkette zusammen, wenn man das „Dach der Welt", das Hochland von Zentralasien oder die Ketten der Kordillieren damit vergleicht. Aber nicht das Massenhafte und Gigantische erringt den Preis im Reich des Schönen! In jedem andern Gebirge sind die Landschaftsbilder gleichförmiger; ihre wuchtige Last ermüdet den Beschauer, ungeheure Steppen oder selbst Wüsten machen sie unwirtlich und öde, die Riesengebirge türmen sich in unübersichtlichen Ketten, sie sind schwer und klotzig, und es mangelt ihnen der Adel der Form. Wie ganz anders in den Alpen! Auf engstem Raume beisammen berühren sich die Kontraste. Doch nicht zum Bizarren und Abenteuerlichen verflechtet sich der Gesamteindruck, sondern stets strebt er nach Harmonie. Es gibt kein großes Tal in den Alpen, in dem das Landschaftsbild nicht von dem Eindruck der Ueppigkeit bestimmt wird, in dem sich nicht die ganze Skala der Empfindungen vom heiter Lieblichen bis zum großartig Ernsten in dem Beschauer aufrollen könnte.

Da grüßt in der Flußniederung der bunte Laubwald, und Wiesen breiten sich, von einer Blumenfülle, wie sie höchstens noch für wenige Sommerwochen in der arktischen Tundra aufblühen, während hier ein Reigen der schönsten Blumengestalten in bunter Abwechslung sich sechs Monate lang die Hand reicht. An den Berghängen klimmt der schwere Nadelwald hinan, in ein und demselben Landschaftsbild geht er in kecke Felsenzinnen oder schaurige Wände über; in demselben Rund des Gesichtskreises, in dem Blumen, Wiese, Wald und Fels das Auge bannen, mischt sich die Schönheit des Hochgebirges, das Blaueis der Gletscher und das Weiß der Firne ein, noch dazu getragen von Berggestalten, deren Formenadel sich nicht überbieten läßt. Es gibt auf dem weiten Erdenrund keinen Berg mehr, der die Jungfrau an Majestät, den Monte Rosa an Lieblichkeit der Linienführung, den Zugspitzestock an ruhigem Ernst, die Dolomitenberge oder das Matterhorn an Kühnheit der Formen übertreffen könnte.

Dazu kommt in den Alpen noch das belebendste Element des Landschaftlichen: Das Wasser in solcher Fülle und solcher Abwechslung der Erscheinung, als schäumender Bach, mächtig dahinrollender Bergstrom, als Staubfall, als glitzernde Runse, als tiefgrüner Bergsee oder als strahlender Gletscher, wie es sonst ebenfalls wieder kein Gebirge der Welt aufzuweisen hat. In einem Rund des Gesichtskreises mengen sich oft diese Elemente, sie durchdringen sich so, daß man zu gleicher Zeit zwanzig oder dreißig Bergesgipfel, jeden von anderem Charakter und anderer Gestalt sieht, dazu aber auch Wald, Wiesen, Felsen, Kultur und Natur, Seen, Bäche, Wasserfälle und Gletscher."

Daß alle diese geschilderten Naturschönheiten nirgends in so reicher Fülle vorkommen wie in den Schweizer und insbesondere in den Berner Alpen, weiß Francé wohl. Er schreibt an anderer Stelle:

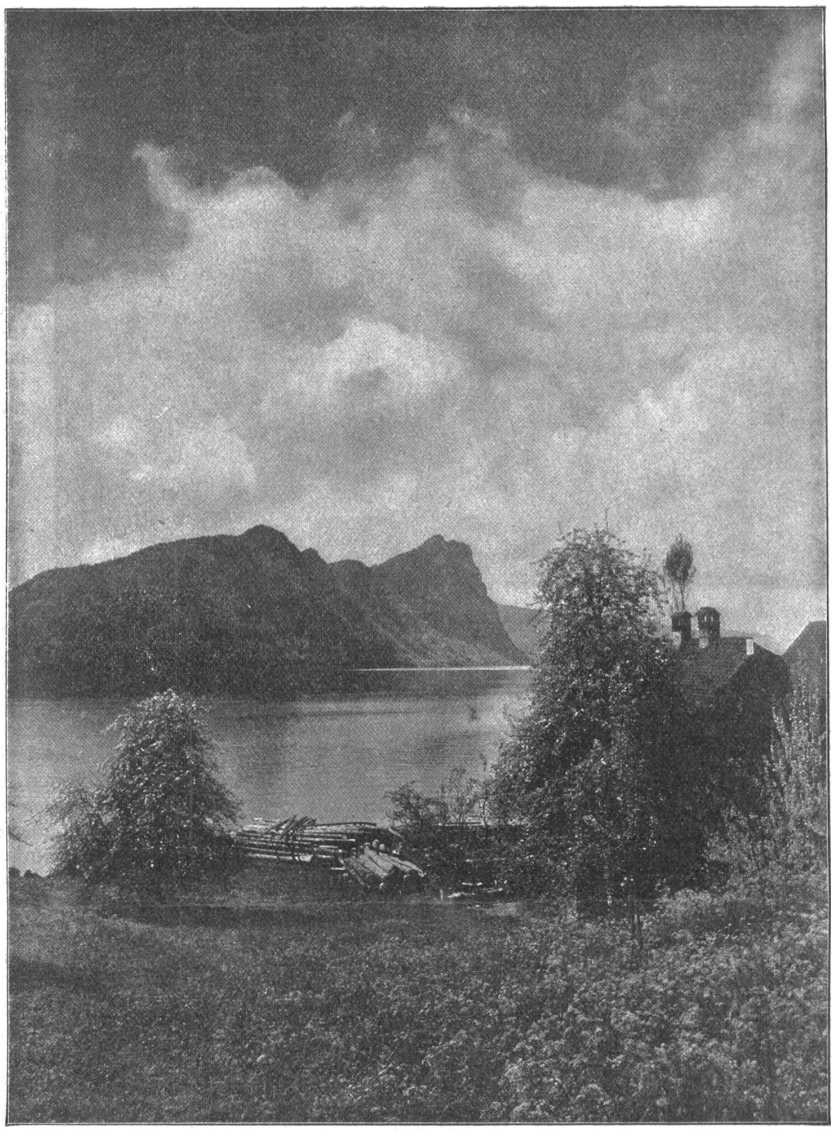
Nirgends gibt es in den Alpen ein Gebiet, in dem sich so viele Gipfel zusammendrängen. Jeder von ihnen hat ein besonderes Antlitz, es ist eine Bergindividualität. Nur im Berner Oberland gibt es etwas Derartiges wie die Jungfrau, die bis zu 4160 Meter Höhe, von Interlaken aus, von ihrem Fuß bis zum Gipfel in einem sichtbar ist, und dazu von Silberhorn und Schneehorn und ihrer Gefolgschaft so umstanden wird, wie etwa ein altes gotisches Münster aus dem Gewirr der kleinen Häuser emporsteigt. Die Silhouette der Jungfrau verkörpert das höchste Gesetz der bildenden Kunst, denn sie entspricht dem goldenen Schnitt. Diese Vorzüge werden ihr Gebiet und Interlaken, als dessen geistiges Zentrum, für immer zum Höhepunkt der gesamten Alpenwelt machen, auch wenn man von den Bergen dieser Gruppe, so



Alpenpanorama von der Beatenbucht aus gesehen.

namentlich vom Finsteraarhorn aus, nicht eine Aussicht genießen könnte, die alle anderen deshalb übertrifft, weil ihr nach allen Seiten nirgends durch höhere Berge, sondern nur durch die Krümmung der Erde ein Ziel gesetzt wird, sie aber gerade im Herzen der Schweiz und beinahe dem der gesamten Alpenwelt stehend, diese wie eine Reliefkarte zu Füßen des Beschauers ausbreitet."

Die vorstehenden langen Zitate verpflichten mich, über Francés Buch ein Mehreres noch zu sagen. Leicht könnte einer sonst den Eindruck gewinnen, es handle sich darin bloß um eine allgemeine Beschreibung der Alpenwelt. Daß dem nicht so ist, wird gleich klar, wenn ich sage, daß die zitierten Stellen aus dem zweiten Kapitel des ersten von den drei Teilen des Buches, die zusammen 52 Kapitel enthalten werden, entnommen sind. Nein, Francé, der hochgeschätzte Naturschilderer, dessen Schriften großartige Auflagen erlebten, will in seinem Buche nichts weniger und nichts mehr als eine Zusammenfassung des gesamten modernen Wissens über die Alpen geben: des geologischen, klimatologischen, biologischen und geschichtlichen. Die Wissenschaftlichkeit ist indessen nicht Zweck und Ziel des Buches. Francé will ein Volksbuch schaffen, ein Buch, das von jedem Gebildeten mit Nutzen und Genuß gelesen werden kann. Es stehen ihm dazu alle Mittel zur Verfügung, neben großer Belesenheit und reichen Reiseerfahrungen, vor allem eine außerordentliche Darstellungsgabe. Er führt seine Leser auf Touren mit hinauf in die Berge, läßt sie die Landschaft in ihren intimsten Reizen genießen, macht Reisebekanntschaften, wie sie jede Alpenreise mit sich bringt und schildert alles so lebendig und malerisch, daß man wie vor einem Erlebnis steht. Aber das ist nicht der Hauptzweck der Schilderung. In jedem Kapitel erläutert Francé eine Unmenge geographischer und naturwissenschaftlicher Begriffe. Das geschieht nun mit außerordentlicher Kunst in Methode und Darstellung, nie lehrhaft trocken, immer in lebendiger reizvoller Schilderung. „Verregnete Touren" — diese wenig einladende Ueberschrift steht über einer höchst interessanten metereologischen Betrachtung. Geradezu genial wird das Kapitel über die Wirkung des fließenden Wassers an die silbernden Wasserfäden, die den Berg glitzern machen, angeknüpft und alle Erscheinungen der Erosion und Korrosion logisch und klar an lebendigen Beispielen entwickelt. Wir durchwandern sehend und begreifend alle Wunder der Bergnatur, die Höhlen, die Schluchten, die Täler, die Eis- und Gletscherwelt im Föhnwind oder Schneesturm. Sinnig betrachtend, oft erzählend, berichtend, immer interessant ist auch der biologische Teil. Jeder Bergfreund muß entzückt diese Kapitel vom Bergwald, von der alpinen Pflanzen- und Insektenwelt, vom Edelweiß lesen. Francés Alpenbuch wird auch eine erzieherische Mission erfüllen: Die Wunder der Bergnatur kennen, ihr Werden und Entstehen, ihre Schönheiten und Gefahren verstehen, heißt die Natur lieben und achten. Jeder wahre Natur- und Alpenfreund verbittet sich die Gesellschaft jener Rudel- und Ziegentouristen, die reisen, weil's jetzt Mode ist, die die „schönen Aussichten" beweiden, die Alpenrosenfelder verwüsten und Edelweißsträußer kaufen, denen gut essen und gut schlafen immer aber der Gipfel der Reiseglückseligkeit sind. Francé führt gegen sie eine deutliche Sprache. Sein Buch aber darf nach unserer Ansicht in keiner Alpenklubbibliothek fehlen. Jedem Schweizer Lehrer gönnten wir es; in keinem andern Buche schöpft er so viel Wissen und Anregung zugleich für die Schilderung unserer schönen Alpenwelt wie in diesem Buche. H. B.



An den Ufern des Vierwaldstättersees. Motiv bei Vitznau mit dem Bürgenstock.
Francé, Die Alpen.

Vorgefühl.

Du! nun wär's Zeit! —
Im jungen Laube steht die Welt.
Die Amsel hat ihr Nest bestellt.
Und licht und weit
Erstrahlt im See der Himmel wieder.
Mir aus dem Herzen drängen Lieder
Dir zu. Es will
Sich wenden was im Dunkel war
Zur Sonne und will blühen gar
Und reifen still.
Du! nun wär's Zeit. —

Maja Matthey.